

Antworten auf die Ausgangsfragen von Forum B.2

»Germanistik studieren – Perspektiven in Ausbildung und Beruf«

Ulrich Breuer (Mainz)

Bologna: Segen und/oder Fluch?

Die Frage lässt die Wahl zwischen einer konjunktiven und einer disjunktiven Lesart. Ich plädiere dafür, zunächst die Disjunktion zu favorisieren und Bologna grundsätzlich eher als Segen denn als Fluch zu verstehen. Das ist schon darum sinnvoll, weil es sich – wie die antiken Mythen oder die Biographie Kierkegaards zeigen – ausgesprochen schwierig im Bann eines Fluches lebt. Der Germanist als solcher lebt zwar grundsätzlich gerne in dürftiger Zeit, es ist aber lebensklüger und für die eigenen Handlungsspielräume vorteilhafter, in der Lage, in der man sich befindet, immer auch oder sogar primär die Chancen zu sehen. Versteht man Bologna nicht zuletzt aus strategischen Gründen eher als Segen denn als Fluch, dann drängt sich aber alsbald auch die konjunktive Lesart der Frage auf: Bologna ist ein Segen mit Fehlern. Für diese Perspektive lässt sich ein wesentlicher Grund anführen: Bologna bedeutet das Ende der Ordinarienuniversität. Das hat zwei Folgen. Erstens führt es zu einer (freilich: latent forschungsfeindlichen) Demokratisierung der Gruppenuniversität: Das ist die Stunde des Beginns eines Dialogs zwischen den Lehrenden (kollegiales Coaching) über ihr Fach (freilich: im Moment seiner Abschaffung und Ersetzung durch Studiengänge). Zweitens könnte und müsste das Ende der Ordinarienuniversität unter den generellen Rahmenbedingungen des Forschungsauftrags der deutschen Universitäten zum Beginn eines forschenden Miteinanders von Lehrenden und Studierenden werden, dessen Forschungscharakter allerdings durch die Professionalisierung der Lehre und dessen Sozialcharakter durch die – zu – hohe Zahl an Prüfungen gefährdet ist.

Das Internationale Colloquium »Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert« fand vom 4. bis 6. April 2013 im SchlossHerrenhausen in Hannover statt.

Der Autor hat den Herausgebern den vorliegenden Text nach der Konferenz zur Verfügung gestellt. Er antwortet auf die Ausgangsfragen zum Diskussionsforum B.2 »Germanistik studieren – Perspektiven in Ausbildung und Beruf«, die im Programm zur Veranstaltung formuliert worden waren.

Die Ergebnisse der Tagung – einschließlich Audiomitschnitten der Podiumsdiskussionen und Vorträge – sind in der Internetpublikation www.perspektiven-der-germanistik.de abrufbar. Sie wurde herausgegeben von Mark-Georg Dehrmann (Hannover) und Carsten Rohde (Karlsruhe).

Das Copyright für diesen Beitrag liegt bei dem Autor.

Veranstaltung und Publikation wurden gefördert von der VolkswagenStiftung Hannover.

Bedeutung Modularisierung und Ausrichtung auf Kompetenzen das Ende der humboldtschen Bildungsidee?

Das hängt ganz davon ab, was man unter der humboldtschen Bildungsidee verstehen möchte. Zwei Aspekte scheinen mir in der Öffentlichkeit dominant mit dieser Idee verbunden zu sein: Zum einen steht sie für die allseitige Entwicklung der Persönlichkeit während des Studiums und zum anderen für die Einheit von Lehre und Forschung. Beide Aspekte könnte man in die Formel von der Persönlichkeitsentwicklung im forschenden Lernen zusammenspannen, wobei forschendes Lernen nur ein anderes Wort für ›Studium‹ wäre. Die damit verbundene Auffassung von Studium setzt wiederum die Universität voraus. Nur in ihr ist die Vielfalt der Forschungs- und Lernmöglichkeiten dergestalt gegeben, dass sie die Persönlichkeit allseitig entwickeln kann. Fasst man es so, dann kann der humboldtsche Bildungsgedanke nur als regulative Idee im Sinne Kants verstanden werden. Niemand ist in der Lage, sämtliche Fächer einer Volluniversität zu studieren. Es geht stattdessen um die Möglichkeit, mehr als einen einzigen, notwendig eingeschränkten Einblick in die Forschung zu erhalten. In der Summe hat man dann Absolventen vor sich, die mindestens zwei Fächer kennen gelernt haben. – Blickt man von dieser regulativen Idee aus auf die Realität der Germanistik, dann erlaubt gerade die Modularisierung weiterhin Kombinationen von fachlichen Anteilen. Vor allem in den Lehramtsstudien dominiert der Zwei-Fach-Bachelor und -Master. Noch elementarer ist der Umstand, dass auch ein Ein-Fach-Bachelor in der Germanistik es mit einem Fach zu tun hat, das mindestens in zwei, in einigen Fällen aber auch in drei oder vier Fachteilen ausdifferenziert ist: Was die germanistische Literatur- und die germanistische Sprachwissenschaft integriert und wie beide mit der germanistischen Mediävistik bzw. mit der germanistischen Sprach- und Literaturgeschichte zusammenhängen, bleibt häufig den Studierenden überlassen. Es gibt nur noch wenige Literaturwissenschaftler, die Gotisch können, und kaum einen deskriptiven Linguisten, der etwas Substantielles zum barocken Schäferroman beizutragen wüsste. Gravierender ist der Gedanke der Integration unterschiedlicher Ergebnisse forschenden Lernens, die im Rahmen der humboldtschen Bildungsidee der einzelne Student je für sich leisten muss. Das wird auf den ersten Blick durch die Modularisierung insofern verhindert, als eine sinnvolle Progression von Wissen und Fertigkeiten bereits die Einrichtung des Studiengangs strukturiert hat. Was die Germanistik betrifft, so ist es aber vor allem die Idee des exemplarischen Lernens, die eine Brücke zu Humboldt zu schlagen in der Lage wäre. In den einzelnen Veranstaltungen eines Moduls werden immer mehrere Dimensionen philologischen Arbeitens berührt werden müssen: die Aneignung von Realienwissen, der Erwerb von Analysetechniken und Fachterminologien und die Ausbildung fachspezifischer Argumentationsverfahren, zu denen auch die Fähigkeit gehört, die Tragweite von Forschungsfragen einschätzen und selbständig Forschungsfragen formulieren zu können. Letzteres ist aber – so behaupte ich – gar nicht möglich, ohne die eigene Persönlichkeit auszubilden. Auch die für einen Germanisten zentrale Lesekompetenz verlangt insbesondere in der Literaturwissenschaft aufgrund des ästhetischen Charakters ihrer Gegenstände allen Beteiligten zwangsläufig Beteiligung und Enthusiasmus ab, was die Persönlichkeit des Studierenden unausweichlich involviert. Kurz: Eine Germanistik, die neben Momenten einer eher techni-

schen Ausbildung (z.B. im Sinne der Rhetorik) nicht immer auch Bildungsanteile aufweist, gibt es nicht und kann es nicht geben.

Und wenn: Ist das ein Verlust oder ein Gewinn?

Die humboldtsche Bildungsidee ist in ihrem Kern elitär. Nur wenigen konnte es gelingen, im Studium ihre Persönlichkeit auszubilden. Wer nicht mitkam, blieb auf der Strecke. Eine Verantwortung des Hochschullehrers auch gegenüber den weniger begabten Studierenden, etwa durch eine stärkere Didaktisierung des eigenen Unterrichts oder eine Intensivierung des Betreuungsangebots, hat es allenfalls in Ausnahmefällen gegeben. Das musste insbesondere in den Massenfächern wie der Germanistik zu teilweise verheerenden Verhältnissen führen. Helmut Arntzen – selbst ein massiver Verfechter einer elitären Germanistik – hat bereits in den 90er Jahren darauf hingewiesen, dass die Germanistik von vielen Studierenden nicht ernsthaft studiert, sondern lediglich zur Verlängerung ihrer Pubertät und zur Entlastung von den Forderungen des Arbeitsmarktes genutzt worden ist. Erstaunlich daran ist vor allem, dass dies ohne weiteres möglich war. Entsprechend fällt die Antwort auf die Frage aus: Wer sich die Germanistik als elitäres Fach wünscht, wird es als Verlust einschätzen, dass Bologna die humboldtsche Bildungsidee weggefegt hat; wer aber gegen eine Elitusbildung durch Germanistik eingestellt ist, wird darin einen Gewinn sehen. Ich halte die Germanistik nicht für ein elitäres Fach, denke aber, dass die humboldtsche Bildungsidee so elementar mit dem Konzept des Studiums verbunden ist, dass sie nicht totzukriegen ist. Wir sollten daher produktiv mit ihr umgehen.

Wie ist die Modularisierung der Studienordnung mit Blick auf praktische Erfahrungen zu bewerten?

Wir wissen alle, dass die Modularisierung in den meisten Deutschen Instituten hierzulande so durchgeführt worden ist, dass zwei oder drei Kollegen mit der Erstellung eines Studiengangs beauftragt worden sind, für den sich außer ihnen niemand ernsthaft interessiert hat. Die mussten dann einerseits dafür sorgen, dass auf dem Papier die von AQAS, AQUIN oder anderen Akkreditierungsagenturen überwachten Auflagen der Bologna-Reform berücksichtigt wurden, während sie andererseits sicherstellen mussten, dass ihre Kolleginnen und Kollegen am Institut in allen Belangen so weiter machen konnten, wie bisher.

Inzwischen hat sich die Lage geändert. Die neuen Studiengänge sind zur Realität geworden, in den Seminaren dominieren die BAs, BEds, MAs und MEds bei weitem über die letzten Staatsexamens- und Magisterkandidaten. Nun wirken sich die Folgen der Modularisierung so aus, dass man faktisch nicht mehr so weiter machen kann wie bisher. Der Prüfungs- und Betreuungsaufwand jedes Hochschullehrers ist plötzlich immens gestiegen, teilweise um bis zu 200 %. Permanent sind Protokolle oder Hausaufgaben zu korrigieren, Referate vor- oder nachzubespochen, Mails mit den kuriosesten sachlichen oder persönlichen Anliegen zu beantworten. Das Semester endet nicht mehr am letzten Tag der Vorlesungszeit, sondern gegen Ende der vorlesungsfreien Zeit mit einem Rattenschwanz von mündlichen

Prüfungen. Da der Leistungsdruck gestiegen ist, werden am Ende des Semesters überdies prozentual mehr Hausarbeiten abgegeben als in den alten Studiengängen. Hinzu kommt die neu eingeführte Bachelorarbeit, die zusätzlichen Betreuungs- und Korrekturaufwand nach sich zieht. Beständig werden überdies Evaluationen durchgeführt und veröffentlicht: Die Studierenden voten auf MeinProf.de, Universitätsleitungen und Dekane wollen wissen, was die Studiengänge leisten, die Erneuerung der Akkreditierung ist an die positiven Ergebnisse empirischer Erhebungen geknüpft und die Öffentlichkeit orientiert sich am höchst zweifelhaften CHE-Ranking. Das gesamte System steht also plötzlich unter einer massiven Beobachtung. Nun wird deutlich, dass Unbeobachtbarkeit bis vor kurzem zu den Besonderheiten der universitären Lehre, vielleicht sogar zu ihren Qualitätsgaranten gehört hat. Die akademische Lehre im alten, emphatischen Sinne teilt damit das Schicksal aller intimen Intensivbeziehungen, die durch Überwachung notwendig zerstört werden – vom stillen Freundschaftsdienst (oder Brief) bis zum Geschlechtsakt. Man bemerkt also die Modularisierung und man wird dabei bemerkt.

Aus der Sicht der Praxis lässt sich daraus schließen: Die Quantität der aufzubringenden Arbeitsleistung ist durch die Modularisierung zugleich mit den Anforderungen an die Qualität der Arbeitsleistung gestiegen. Man muss sehr viel mehr sehr viel besser machen als zuvor. Das gilt sowohl auf Seiten der Lehrenden als auch auf Seiten der Studierenden und nicht zuletzt auf Seiten der Verwaltung (die sich nicht von ungefähr verstärkt als Management begreift und bezeichnet und als solches auch neue Berufsfelder und Karrieremöglichkeiten eröffnet). Nach meiner Beobachtung hat die Modularisierung den positiven Effekt, dass im Durchschnitt mehr Studierende als bisher ihr Studium ernst nehmen, an einer Optimierung der Strukturen interessiert sind und auch bessere Prüfungen ablegen. Das konzentriert sich allerdings auf mündliche Prüfungen, während ich mit den Bachelorarbeiten bisher überwiegend negative Erfahrungen gemacht habe. Für eine längere eigenständige, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Hausarbeit scheint es am Ende des BAS noch zu früh zu sein. Zumindest gilt das für die Germanistik. Es fehlt noch die Skepsis gegenüber der eigenen Spekulationslust und es fehlt die richtige Einschätzung des Verhältnisses zwischen reproduktiven, analytischen, innovativen und argumentativen Operationen des Faches.

Nimmt man die Modularisierung ernst, dann erfordert sie freilich auch eine deutlich stärkere Absprache der Lehrenden untereinander. In Mainz haben wir etwa aktuell die Einführungsveranstaltung in die NDJ mit einer elektronischen Lernplattform verknüpft, um das Seminar vom Frontalunterricht zu entlasten und es stärker auf seine genuin philologischen Leistungen, insbesondere die Textarbeit und die Verständigung darüber zwischen Lehrenden und Studierenden, zu konzentrieren. Umsetzen ließ sich diese Idee nur, indem alle an der Einführungsveranstaltung beteiligten Lehrenden kooperiert haben. Das könnte ein Modell für das gesamte Institut werden. Unterstützt wird unser Projekt durch die Abteilung für Studium und Lehre, die überdies – wiederum modellhaft am Deutschen Institut – auch das Konzept des Kollegialen Teachings eingeführt hat. Dabei geht es letztlich um die Etablierung einer Kultur des Austauschs über die Optimierung der institutseigenen Studiengänge. Es können bei Bedarf auch Weiterbildungen zu hochschuldidaktischen und fach-

didaktischen Themen beantragt und durchgeführt werden. Die Überlastung der Lehrenden setzt diesem sehr begrüßenswerten Konzept allerdings recht enge Grenzen.

Welches Curriculum müsste die Germanistik der Zukunft haben?

Wenn es zutrifft, dass durch Bologna die Ordinariuniversität verabschiedet wird und angesichts des Realitätsdrucks der neuen Studiengänge eine Kultur des Austauschs über die Lehre und ihre Inhalte unerlässlich wird, dann ist die Zukunft der Germanistik das Resultat demokratischer Entscheidungen aller an der Germanistik Beteiligten. Insofern lässt sich hier schwerlich etwas vorwegnehmen. Aus meiner eingeschränkten Perspektive wäre es vor allem sinnvoll, die Neuere deutsche Literaturwissenschaft zu einer Medienkulturphilologie zu erweitern. Das würde bedeuten, medienwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Anteile in das Curriculum zu integrieren, aber auch philologische Anteile stärker als bisher zu explizieren und in den Status der Ausdrücklichkeit zu erheben sowie auf ihre Kompatibilität und Inkompatibilität mit medien- und kulturwissenschaftlichen Ansätzen hin zu überprüfen. Germanistisch kann unser Fach überdies nur dann bleiben, wenn es sich weiterhin an die deutsche Sprache und die deutsche Kultur rückbindet. Das erfordert in systematischer Perspektive die bewusst hergestellte Verknüpfung mit der Sprachwissenschaft (etwa über den Text-, den Stil- oder den Kommunikationsbegriff) und in historischer die Beibehaltung und den Ausbau der Literaturgeschichte vom Mittelalter über die Frühe Neuzeit bis zur Gegenwart. Angesichts beschränkter zeitlicher Ressourcen wird man dieses Programm nur exemplarisch, an klug ausgewählten Beispielen umsetzen können. Idealerweise wird in der Auseinandersetzung mit Artefakten die Notwendigkeit ihrer medienwissenschaftlichen, kulturwissenschaftlichen und philologischen Erschließung demonstriert.

Welche ›Schlüsselqualifikationen‹ sollte sie vermitteln?

Zu den Schlüsselqualifikationen der Germanistik gehören seit jeher vor allem drei: Realienwissen, analytische Fertigkeiten und argumentative Kompetenzen. Unter dem Realienwissen eines germanistischen Literaturwissenschaftlers lassen sich sämtliche literaturgeschichtlichen Basiskenntnisse über Epochen, Gattungen und bedeutende Autoren verstehen, aber auch Grundkenntnisse der antiken Mythologie und der Bibel. Wichtiger noch als die Breite und Sicherheit der Kenntnisse selbst ist das Wissen darum, wo sie sich in verlässlicher Weise finden lassen, also der geläufige Umgang mit Reallexika und zuverlässigen digitalen Angeboten des eigenen Faches, aber auch angrenzender Fächer. Was die analytischen Fertigkeiten betrifft, so gehört hierher die Fähigkeit zum Einsatz der Fachterminologie, etwa auf dem Niveau des *Reallexikons*, sowie der sichere Umgang mit fachspezifischen Analyseverfahren wie der Narratologie, der Dramen- und Lyrikanalyse, aber auch der Rhetorik und Stilistik. Dazu gehört auch die Routine, terminologische und analytische Neuerungsvorschläge zur Kenntnis zu nehmen und sie kritisch einschätzen sowie bedarfsweise auch einsetzen zu können. Was schließlich die argumentativen Kompetenzen

betrifft, so geht es dabei um die drei oder vier zentralen Argumentationsformen unseres Faches: Erstens um den Beleg einer Behauptung durch ein Textzitat, zweitens um den Beleg einer Behauptung durch den Rückgriff auf Realienwissen und Analyseergebnisse und drittens um die Diskussion einer Behauptung durch ihre Konfrontation mit den Behauptungen anderer, wobei es sich in der Regel um Thesen der germanistischen Forschung handelt. Die Kunst der Argumentation besteht in der Literaturwissenschaft wohl vor allem in der Kombination aller drei Argumentationsverfahren. – Wenn ich nun für eine Erweiterung der Neueren deutschen Literaturwissenschaft zu einer Medienkulturphilologie plädiere, dann sind vor allem die ersten beiden der drei genannten Schlüsselqualifikationen entsprechend zu erweitern: Zum Realienwissen müssen Grundkenntnisse der Medien- und Kulturgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des deutschsprachigen Raums hinzukommen und die analytischen Fertigkeiten sind durch Fachbegriffe und theoretische Grundkenntnisse der Medien- und Kulturwissenschaften sowie durch entsprechende Analysetechniken zu erweitern. Dabei ist immer auch die Frage der Kompatibilität der Neuerungen und Erweiterungen mit den philologischen Kernkompetenzen der Germanistik zu berücksichtigen. Sonst wird die Zukunft der Germanistik zur sicheren Beute anderer Fächer.

Sollte das Studium (noch) stärker berufsorientiert strukturiert sein?

Durch die Bologna-Reform ist ein starker Impuls zur Berufsorientierung ins Germanistikstudium implementiert worden. Für die BA- und MA-Studiengänge hat das zur Folge, dass zum einen verstärkt diejenigen Germanisten wieder in der Hochschule auftauchen, die nach einem akademischen Studium nicht dort geblieben sind und in vielen Fällen auch nicht dort bleiben wollten. Wenn sie außerhalb der Universität Karriere gemacht haben, dann sind aus ihnen unter anderem Journalisten, Lektoren und Kulturreferenten geworden, in einigen Fällen auch angesehene Literaten. Nun berichten sie den Studierenden von den Zusammenhängen zwischen ihrem Germanistikstudium und ihrem aktuellen Beruf. Das ist in jedem Fall zu begrüßen. Zum anderen wird das breite Spektrum an Jobs und Praktika, das es im Umfeld der Universitäten immer schon gegeben hat, zunehmend um Praktikumsstellen in der Universität vermehrt. Auch das ist grundsätzlich begrüßenswert, findet aber seine Grenze dort, wo die Universitäten ihren Studierenden Praktikumsplätze anbieten und die Praktika auch organisieren sollen. Damit wird die Idee der Universität meines Erachtens überfordert. – Hinsichtlich der Lehramtsstudiengänge sieht die Lage analog aus: Die Realität der Schule wird durch die zahlreichen neuen Zentren für Lehrerbildung und ähnliche Organisationen an der Schnittstelle von Universität und Schule verstärkt schon während des Studiums an die angehenden Lehrerinnen und Lehrer herangebracht und es sind von Beginn an zahlreiche Schulpraktika zu absolvieren. Auch das finde ich begrüßenswert. – Drittens schließlich bietet der Ausbau der Fachdidaktik in nahezu allen germanistischen Instituten Deutschlands die Chance, auch die universitäre Lehre stärker zu reflektieren. Das ist aus den oben bereits dargelegten Gründen nicht nur sinnvoll, sondern auch notwendig, weil nach Bologna die Lehrenden zur Diskussion und demo-

kratischen Weiterentwicklung auch der germanistischen Studiengänge gezwungen sind. Dieser Zwang steht im Kontext des bereits angesprochenen kollegialen Coachings und sollte sich auch in der Entwicklung einer germanistischen Hochschuldidaktik niederschlagen. – Angesichts der skizzierten Veränderungen und meines Plädoyers für eine offensive, ihre elitären Momente kontrollierende Beibehaltung der humboldtschen Bildungsidee erscheint mir ein weiterer Ausbau der Berufsorientierung nicht sinnvoll.

Sind auch hier Anpassungen an das medientechnische Umfeld erforderlich?

Die Universität Mainz ist in einem stark von Medien geprägten Umfeld situiert, so dass die Frage aus der Sicht eines Mainzers deutlich an Dramatik verliert. Grundsätzlich denke ich, dass die Digitalisierung und ihre Auswirkungen durch eine Erweiterung der Germanistik zu einer Medienkulturphilologie berücksichtigt und in einer akademisch angemessenen Form reflektiert werden kann. Und wenn die Berufsorientierung der Studiengänge in der Reintegration bewährter außerakademischer, auch schulischer Fachexpertise in die Studiengänge sowie in der Ergänzung der ohnehin schon vorhandenen Praktikumsplätze durch solche im schulischen und akademischen Bereich besteht, dann gelangen dadurch mehr oder weniger automatisch auch Impulse in die Universität, die schließlich auch die Germanistik an das medientechnische Umfeld akkomodieren werden.

Wie steht es generell um die Berufsaussichten von Germanisten?

Hier geht es um aktuelle Statistiken – Arbeitsämter fragen.

Kommt den Fächern beziehungsweise den Universitäten selbst eine höhere Verantwortung für die Vermittlung in Berufe zu (>employability<)?

Nein. Im Zentrum der Universität müssen auch weiterhin die freie akademische Forschung und eine darauf begründete, mit ihr interagierende Lehre stehen. Das etabliert eine grundsätzliche Differenz zwischen Universität und Berufswelt. Es kommt hinzu, dass die deutsche Forschung im internationalen Vergleich darum so stark ist, weil sie als staatlich finanzierte Grundlagenforschung und gerade nicht als angewandte (und damit stärker an der Berufswelt orientierte) Forschung angelegt ist. Es wäre fatal, diesen Standortvorteil preiszugeben.